

REINER CALMUND
fußballbekloppt!

Buch

»Reden, Fußball, Essen, Reisen – bis heute sind das meine größten Leidenschaften.« Anlässlich seines 60. Geburtstags blickt der langjährige Manager von Bayer 04 Leverkusen und Hans Dampf in vielen Medien-Gassen zurück und voraus. Reiner Calmund erzählt mit kölschem Witz und ohne Angst vor großen Gefühlen oder »political incorrectness«, wie aus ihm einer der Globalplayer im internationalen Fußball-Geschäft wurde. Er erinnert sich an unbeschwerte Kinderjahre, an den in Vietnam gefallenen Vater, die starke, ihn liebevoll fordernde Mutter, an Weggefährten, fiebrige Fußballschlachten, berufliche und private Highlights und Tiefpunkte. Ohne Bitterkeit zeigt er seine Sicht der sogenannten Bayer-Affäre und macht deutlich, dass er längst voller Calmund-Power für neue Aufgaben unterwegs ist. Witzig, pointiert, wortgewaltig – eben Calli ...

Autor

Reiner Calmund, geboren 1948 in Brühl, ging 1976 zu Bayer 04 Leverkusen und stieg bis zum Geschäftsführer auf. 2004 trat er zurück. Calmund ist heute eine der umtriebigen Figuren in der deutschen Medien- und Fußballlandschaft: als WM- und EM-Botschafter, als Mit-Initiator sozialer Kampagnen, als gern gesehener und einflussreicher Kolumnist, als witziger Videoblogger (»calli.tv«) und häufiger Gast unterschiedlicher TV-Shows.

Reiner Calmund

fußballbekloppt!

Autobiographie

GOLDMANN



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. S65-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2009

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2008

by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

unter Verwendung des HC-Motivs

(R.M.E Roland Eschlbeck/ Rosemarie Kreuzer)

Umschlagfoto: S. Pick

GJ · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15606-1

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Ich bin und bleibe ein Fußballbekloppter	9
Die erste Halbzeit – Wie ich wurde, was ich bin	11
Vietnam – Begegnung mit der Vergangenheit	54
Optionen, Eis und Bagger – Von Skandalen und Skandälchen	62
Geheuert und gefeuert – Trainer und Tränen	81
Die Mauer fällt – Thom und Kirsten kommen	108
Weltstars unterm Bayer-Kreuz – Schuster und Völler	127
Brasilien – Weltstars aus der zweiten Heimat	147
Callis Kader 18, 20 – Meine Lieblinge	174
Siege und Niederlagen – Von Unterhaching nach Glasgow oder 3 mal 2 ist 2002	193
Familie, Freunde, Partner – Ein Leben auf der Überholspur	207
8. Juni 2004 – Ende, Anfang, Perspektiven	227
Danksagung	249
Register	250
Bildnachweis	256

Für meine Frau Sylvia – Liebchen und Partner

*Für meine Kinder Andrea, Sandra, Marcel,
René und Maurice*

Ich bin und bleibe ein Fußballbekloppter

Ein Spiel dauert 90 Minuten. Und ein Leben? Mit 90 Jahren wäre ich allemal zufrieden.

Würde es so lange gehen, wäre ich jetzt im übertragenen Sinne in der 60. Minute. Liege ich in Führung in diesem Spiel, das Leben heißt? Ich denke schon, zumindest knapp. Die positiven Stunden überwiegen. Aber ich weiß, wenn ich die Führung bis zum Schluss verteidigen will, muss ich cleverer spielen: Zeit schinden, keinen Treffer mehr kassieren, schon gar keine Verletzung riskieren, und ich sollte Gelbe oder gar Rote Karten vermeiden. Ich will nicht schon ausgewechselt werden, beileibe nicht. Den Vorsprung halten, den Sieg souverän nach Hause tragen und in vollen Zügen genießen: Das ist mein an mich selbst gestellter Auftrag für den Rest des Spiels, das Leben heißt – und längst nicht immer ein Spiel ist, sondern manchmal bitterer Ernst.

Ich habe dieses Buch geschrieben, um Zwischenbilanz zu ziehen. In meinen Worten, in meiner Sprache. Ich wollte zeigen, wie sehr ich den Fußball liebe, diesen Sport, dem ich so viel zu verdanken habe. Und ich wollte der Öffentlichkeit den anderen Reiner Calmund zeigen, den, der nicht in der Zeitung steht oder aus der Glotze schaut. Den Sohn, Enkel, Messdiener und Akkordeonspieler, den Soldaten, Halbweisen, Vater, Freund und Ehemann. Ich habe den Vorhang gelüftet, blicken Sie mit mir dahinter.

Ich bin und bleibe ein Fußballbekloppter. Doch Sie werden sich wundern, wie viele der Storys nichts mit Fußball zu tun ha-

ben – auch wenn im Zentrum natürlich meine drei Jahrzehnte unterm Bayer-Kreuz stehen. Immerhin die Hälfte meines bisherigen Lebens. Im Laufe meiner langjährigen Managertätigkeit habe ich natürlich viele Angebote von anderen Klubs erhalten. Dabei war ich besonders stolz auf die Offerte von Schalke 04. Von dem Verein der Malocher und Zechenarbeiter war ich als kleiner Fan restlos begeistert. Ich war auch absolut happy, dass der 1. FC Köln, »mein« Heimatklub als Frechener Junge, oder Hertha BSC Berlin – ich bin sehr gerne in der Hauptstadt – versucht haben, mich zu verpflichten. Doch ich blieb in Leverkusen, bei meiner »Familie«, meinen Kumpels. Und ich habe es keinen Tag bereut.

Den letzten Anstoß für dieses Buch gab ein Ereignis im Jahr 2008: Ich machte mich in Vietnam auf die Suche nach dem Grab meines früh verstorbenen Vaters. Es war auch eine Suche nach mir selbst, nach meinen Wurzeln, meiner Vergangenheit. Als ich mit diesem Buch begann, fielen mir tausendundeine Geschichten ein. Einige hätte ich am liebsten sofort noch einmal erlebt, andere lieber vergessen. Doch wenn ich in den Spiegel schaue, dann erkenne ich die Summe aller gemachten Erfahrungen, Fehler, Erfolge, Tränen, Schmerzen, Freude. All das ist Reiner Calmund, wie er leibt, lebt und liebt. Auch noch etwas, das ich spät, aber nicht zu spät, gelernt habe.

Freunde und Bekannte, die das Manuskript vorab lasen, empfanden meine Geschichte(n) als manchmal anrührend, überraschend und amüsant, aber auch spannend, informativ und sehr unterhaltsam. Ich hoffe, Ihnen geht es genauso!

Ihr Calli
Reiner Calmund

Die erste Halbzeit — Wie ich wurde, was ich bin

Spätsommer 2003: Ich sitze mit Rudi Völler und meiner Frau Sylvia im Auto. Von Essen aus donnern wir durch die Nacht über die A 3 Richtung Leverkusen. Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren, und das liegt zweifellos an der eindrucksvollen Premiere von Sönke Wortmanns Film »Das Wunder von Bern«, zu der wir an diesem Abend in der Ruhrmetropole eingeladen waren. Wie die meisten anderen Besucher ließ ich mich gefangen nehmen von der einfühlsamen Schilderung des ersten großen Erfolges der deutschen Fußball-Nationalmannschaft.

Ob dieser 4. Juli 1954 tatsächlich der »wahre« Gründungstag der »Bonner Republik« war, darf sicherlich bezweifelt werden. Trotzdem halte ich ihn für ein wichtiges Datum in der deutschen Geschichte. Sportlich wollte nun jeder Bundestrainer sein, mitbestimmen, diskutieren, möglichst alles wissen, am liebsten alles besser. Und bei den nächsten Wahlen hätte Bundestrainer Sepp Herberger, egal für welche Partei, sicherlich blendend abgeschnitten. Deutschland war infiziert von der lederummantelten Schweinsblase mit den stabilen Nähten, die beim Kopfball dicke Beulen hinterließen.

Doch der Fußball spielte hierzulande fortan über den Sport hinaus eine Führungsrolle, die er nie mehr abgeben sollte. Wenn »Deutschland« gewann, ging es den Deutschen gut. Und so ganz nebenbei waren »wir« ja auch wieder jemand. Nämlich Fußball-Weltmeister neun Jahre nach dem Ende eines verheerenden

Krieges, den Deutschland angezettelt und der Millionen Menschen das Leben gekostet hatte. Undenkbar übrigens damals die patriotischen Symbole, die während der WM 2006 und der EM 2008 das öffentliche Bild beherrschten. Schwarz-Rot-Gold fast an jedem Auto, an jedem Haus, auf jeder Wange, ja, auf praktisch jedem Busen. Der offene, freie Nationalstolz gepaart mit (vorher unvorstellbar) herzlicher Gastfreundschaft bescherte Deutschland 2006 weltweit Sympathien und Anerkennung. 52 Jahre vorher wäre dies politisch völlig unkorrekt gewesen. Solche Gefühle waren verpönt, der verbrecherische Nationalsozialismus hatte jeden Gedanken daran zerstört. Es verbot sich von selbst.

Überdies darf der Juli 1954 als Geburtsstunde jenes Mediums angesehen werden, das bis heute einen Teil unseres Lebens bestimmt: Die Flimmerkiste eroberte Deutschland, das Fernsehgerät startete seinen beispiellosen Siegeszug und wurde schlagartig salonfähig. Ausverkauft schon während des Turniers, meldeten die Firmen Telefunken, SABA und Mende. Philips-Tischgeräte fanden reißenden Absatz; rund tausend Stück wurden binnen 14 Tagen verkauft. Standen vor der WM 1954 rund 15 000 TV-Geräte in bundesdeutschen Haushalten und Kneipen, – auch ich zitterte als sechsjähriger Knirps in der Rheinbraun-Werkskneipe mit dem schönen Namen »Kantine« gemeinsam mit Dutzenden Brühlern um die deutsche Elf – waren es am Ende des historischen Jahres bereits rund 90 000 gemeldete Apparate. Millionen sollten folgen ...

Zurück in den August 2003. Ein Abend, an dem der Fußball ausnahmsweise nur eine untergeordnete Rolle für mich spielte. Natürlich überkam mich die Gänsehaut beim entscheidenden »Tor, Tor, Tor« vom »Boss«, natürlich litt ich mit dem verzweifelten Helmut Rahn, als Sepp Herberger, der alte Trainer-Fuchs, ihn zunächst in diesem Turnier nicht spielen ließ. Doch an diesem Abend schickte mich Regisseur Sönke Wortmann ungewollt

auf eine Zeitreise; ein zweiter Film lief ab vor meinem geistigen Auge. In dem hießen die Hauptdarsteller nicht Fritz Walter, Rahn und Herberger. In diesem Film ging es um mich, den kleinen Reinhold »Reiner« Calmund, geboren 1948 und aufgewachsen im Landkölner Braunkohle-Revier.

Wo in Essen, Gelsenkirchen oder Oberhausen das »schwarze Gold« tief unter der Erde lag und aus Schächten gefördert wurde, baute man in meiner Heimat die Braunkohle ab, die direkt unter der Erdoberfläche lagerte und seit Millionen Jahren nur darauf wartete, rausgeholt und unter anderem zu Briketts (bei uns nannte man das »Klütten«) verarbeitet zu werden.

Rheinbraun hieß das Unternehmen, das mit gigantisch großen Schaufelradbaggern die Erde aufriss, die Kohle ausbuddelte, in der Hauptsache daraus Wärme und Strom produzierte und vielen tausend Menschen Lohn und Brot sicherte. Aber vielen von ihnen eben auch im wahrsten Sinne des Wortes den Boden unter den Füßen wegzog.

Ironie des Schicksals: Mit RWE, der Mutter-Gesellschaft von Rheinbraun, handelte ich Jahrzehnte später einen millionenschweren Sponsorenvertrag für Bayer 04 Leverkusen aus. Um das Vertragswerk mit Leben zu füllen, ließen sich die Marketing-Fachleute von RWE verschiedene Aktionen einfallen. Der »blaue Anzug« in RWE-Farben von Christoph Daum ist sicherlich heute noch vielen Menschen in Erinnerung. Eine spektakuläre Aktion aber war in erster Linie auf meinem Mist gewachsen. Ich wollte unseren Spielern mal zeigen, wo der Calli herkommt. Wo malocht und Dreck gefressen wird. Wo Schichtarbeit Normalität ist. Der Helikopter-Flug über den imposanten Tagebau »Garzweiler« beeindruckte und faszinierte unsere Profis ebenso wie die gigantischen Bagger. Zurück auf dem Boden, waren sie weniger erfreut über den Kohlen-Feinstaub, der sich in jede Pore stahl, die feinen Popeline-Mäntelchen beschmutzte und die Gucci-Schuhe eindeckte. Als leises Gemoser im Bus los ging, platzte mir der Kragen: »Wenn ihr heim kommt und das Licht anmacht – dann

braucht ihr Energie. Wenn ihr die Cola aus dem Kühlschrank holt – es geht nicht ohne Energie. Wenn ihr Musik hört oder die Glotze anschaltet – wer produziert den Strom? Richtig! Die Jungs hier. Die jeden Tag diesen Dreck einatmen! Also: Nicht vergessen, wem ihr das zu verdanken habt, Respekt zeigen und froh sein, dass euch der liebe Gott das Talent zum Fußballer geschenkt hat!« Willkommen in der Wirklichkeit.

Meine Mutter Annelore und ihr zweiter Mann, Josef Schäfer, lebten damals in Brühl-Heide. Mein leiblicher Vater, Karl Calmund, war 1954 als Fremdenlegionär im französischen Indochina-Krieg in Vietnam gefallen. Josef Schäfer, für mich stets mehr als nur Ersatz- oder Stiefpapa, entpuppte sich als deutlich bodenständiger; er lernte Betriebsschlosser und arbeitete, wie die weitaus meisten Männer in der Gegend, für die Rheinbraun.

Meine Kindheit habe ich als einfach, mitunter etwas ruppig, aber nie als entbehrungsreich in Erinnerung. Wie in Wortmanns Film die Familie des kleinen Hauptdarstellers, genau so lebten wir in Brühl-Heide. Unser winziges Reihenhäuschen in der Gruhlwerker Arbeiterkolonie unterhalb der Gruhlstraße glich den Häuschen unserer Nachbarn wie ein Ei dem anderen. Ein separates Bad bedeutete unerschwinglichen Luxus, die »große« Körperpflege fand samstags in der Waschküche statt. Die Toilette war übern Hof, und was dort gesäubert werden musste, wurde mit gevierteltem Zeitungspapier gesäubert. »Stadt-Anzeiger«, »NRZ« oder »Rundschau« statt »Charmin'« oder »Zewa«.

Weil es in der Stube so eng war, traf man sich im Sommer »vüür de Düür«, vor der Tür. Dort saßen die Großen, hielten ein Schwätzchen, tranken Kölsch oder Kaffee, und wir Jungs kickten auf Teppichstangen, die als Tore dienten. Sonntag für Sonntag stiefelte der Opa zum Frühschoppen. Die Kneipe war verräuchert und düster. Auf den Tischen standen riesige Aschenbecher für die »Vierziger Fehlfarben für dreißig Pfennig«, die »Stinka-

dores«, wie Oma sie nannte: dicke Zigarren, die beim Skat weggeknaus wurden von den Vätern und Großvätern. Wer es sich erlauben konnte, qualmte eine »Handelsgold«, die Zigarre des Wirtschaftswunders und Ludwig Erhards Lieblingssorte. Die Männer spielten laut streitend (»Worum häste dä Buur nitt vüürjespillt, du Doll?!«) um Zehntelpfennige, und manchmal fiel auch für uns Kinder der ein oder andere Groschen ab. Wahre Festtage, vor allen Dingen, wenn Kirmes im Dorf war. Alles in allem eine graue Idylle, die das Idyllische gut verbarg. Zum verwechseln glich diese Siedlung eben derjenigen, die im »Wunder von Bern« zu sehen war.

Es war 1956, als unsere kleine Familie Brühl verlassen musste. Wir lebten auf immensen Braunkohle-Vorkommen und wurden umgesiedelt. Heute lädt dort, wo damals riesige Bagger die Kohle abräumten, der Heider Bergsee zur Naherholung ein. Die Reaktivierung der erschöpften Gebiete, der »Kippen«, sorgte im Laufe der Jahrzehnte für landschaftlich wunderschöne Gegenden im Einzugsgebiet der Städte Köln, Aachen und Mönchengladbach. Gigantische Abraumlöcher mutierten zu Badeseen, Angler-Paradiesen, Pappelwäldern. Positiv zu erwähnen bleibt, dass RWE nicht nur den Rahm abschöpfte, sondern den gesamten Rückbau zur nutzbaren Naturlandschaft finanziell ermöglichte. Der Mensch korrigierte seinen Eingriff in die Natur. Selbst neue Dörfer entstanden so im Laufe der Jahrzehnte. Wir aber zahlten zunächst den Preis für rauchende Schloten: Die heute ökologisch so umstrittene Braunkohle-Industrie war damals eine der wichtigsten Triebfedern des deutschen Wirtschaftswunders; sie garantierte unter anderem billigen Strom. Einzelschicksale spielten aufgrund dieser großen volkswirtschaftlichen Bedeutung naturgemäß keine Rolle.

Dabei war es einiges, was man uns und anderen zumutete: Die 20 Kilometer, die wir von Brühl nach Frechen zogen, bedeuteten nicht nur für uns Kinder eine Art Weltreise. Dieser Um-

zug in Zeiten unterentwickelter Mobilität war für uns alle von immenser Tragweite. Für mich kleinen »Fetz« (so nennt man in Köln und Umgebung kleine Jungs) war es ein Abschied von vertrauter Umgebung, von Freunden, von den Großeltern, die in Brühl wohnen blieben, weil Opa Addi seinen Job in Gruhlwerk behielt. Er saß im Förderhäuschen, regulierte die Beladung der kilometerlangen Förderbänder, mittels derer die Brikettbündel zur Verschickung transportiert wurden. Sie gingen rheinaufwärts übrigens bis in die Schweiz. Opas Förderhäuschen übte auf mich eine nie nachlassende Faszination aus. Futuristisch wie das Cockpit eines Ufos kam es mir vor – tatsächlich bediente er sechs Knöpfe: rechts, links, vor, zurück, an, aus.

Mich also verpflanzte man in eine völlig neue Welt: Grundschule, Büdchen, Tante-Emma-Laden – alles weg. Für einen, der gerade seinen Vater verloren hatte, keine einfache Situation. Dass sie sich nicht zum Trauma auswuchs, verdanke ich wohl der großen Liebe, die ich in diesen harten Zeiten Tag für Tag genoss. Meine Mutter und meine Großeltern verstanden es immer wieder, mich aufzumuntern, wenn ich Heimweh nach Brühl-Heide verspürte.

Für einen kleinen Jungen waren die Schicksalsschläge nicht so einfach zu verkraften. Der Vater erst weit weg, schließlich die Nachricht von seinem Tod. Kurz darauf verstarben seine Mutter, meine Oma Katharina, und sein Vater, mein Lieblings-Opa Johann, den ich abgöttisch liebte. Mit beiden feierte ich stolz wie Oskar im schneeweißen Anzug ihre »Goldene Hochzeit«. Kurz darauf verschlimmerte sich Opas Augenkrankheit, an der er seit Jahren litt. Er erblindete, und ich war fortan sein Fenster zur Welt. Ich nahm den Opa bei der Hand, ging mit ihm spazieren und schilderte ihm das Leben da draußen in buntesten Farben. Zu diesen langen Spaziergängen musste mich keiner auffordern, sie wurden für die kurze Zeit, die uns blieb, zum Lebensinhalt.

Als ich 2007 zur 800-Jahr-Feier des Klosters Benden in Brühl-Heide die Festrede halten durfte, holte mich die Erinnerung mit einem Schlag ein. In diesem alten Gemäuer hatte Opa Johann Calmund Jahrzehnte seines Berufslebens verbracht und als Hans Dampf in allen Gassen das, mittlerweile in einen Gutshof umgewandelte, Kloster in Schuss gehalten. Jeder unserer Spaziergänge endete hier, egal welchen Weg wir nahmen – das Kloster war immer die Endstation. Und immer wieder musste ich ihm jede Einzelheit schildern, jede Veränderung genau erklären. Ich konnte weder lesen noch schreiben, aber quatschen ohne Ende. Ohne es zu wissen, legte mein Opa mit seinem Wunsch nach Unterhaltung das Fundament für meine große Klappe. Vielleicht spielt der Nachname ja auch eine Rolle. CALMUND – das muss eine Kombination sein aus dem rheinischen »kalle«, was so viel heißt wie viel sprechen, und aus Mund eben, da, wo das Sprechen rauskommt. Ein Calmund, so denke ich, war früher einer, der gerne viel redete. So wie heute.

Objektiv gesehen bedeutete der Umzug nach Frechen eine Verbesserung der Lebensumstände für die gesamte Familie. Das begann mit dem Erwerb des neuen Häuschens. Ach, was sage ich! Gegenüber der Kate in Heide lebten wir fortan richtig komfortabel: Für 35 000 DM erwarben meine Eltern ein Haus mit Dachgeschoss-Einliegerwohnung, die wurde für 30 DM im Monat untervermietet. Wir selbst erfreuten uns am Luxus eines geräumigen Wohnzimmers, ich spielte in meinem eigenen Kinderzimmer oder, was die Mama nicht gerne sah, in der Wohnküche. Gebadet wurde nicht mehr einmal wöchentlich, meist samstags, in der Waschküche; jetzt wurde ich tagtäglich nach meinen Ausflügen in die große Fußball-Welt abgeduscht und abgebürstet. Um das Haus herum hatten wir einen Garten von rund 1000 Quadratmetern, den wir zum Anbau von Kartoffeln, Obst, Gemüse aller Art nutzten. Selbst war der Mann – und die Frau.

Wir lebten in einer Idylle und merkten es nicht mal. Luxus gab

es keinen, dafür Abwechslung im Überfluss. Wir Jungs klickten auf der Straße, Autos spielten keine Rolle. Vorher in Brühl gab es exakt eins – den Borgward von Dr. Rost. In Frechen waren es ein paar mehr. Aber auch hier bestimmten Mitte der fünfziger Jahre noch die Pferdefuhrwerke das Bild auf den holprigen Straßen.

»Grube Carl« hieß der neue Arbeitsplatz meines Stiefvaters. Als Betriebsschlosser war er verantwortlich für die Instandsetzung der Bagger und Förderbänder. Im Schichtdienst schuftete er mit den Kollegen; Vollbeschäftigung inklusive Überstunden war eine Selbstverständlichkeit in diesen Jahren. Die Fabrik konnte man locker zu Fuß erreichen von unserer Siedlung zwischen Grefrather Weg und Danziger Straße. Unternehmerisch gesehen eine sinnvolle Anordnung, denn so etwas schafft ja Identifikation. Für meine Mutter und die Nachbarsfrauen war die Nähe zu den Schloten der Fabrik eine meteorologische Herausforderung: Weiße Wäsche kam nur dran, wenn der Wind günstig stand. Das sah dann immer so aus: Finger in den Mund, abgeschleckt und in die Luft gehalten. Zog es aus Richtung »Carl«, fiel die Wäsche aus. Blies der Wind in die andere Richtung, wurde gewaschen und aufgehängt. Und drehte er dann kurzfristig, waren Laken und Kissenbezüge, Tischdecken und Handtücher dank des feinen Kohlenstaubs schmutziger als vorher. Pech!

In »Grube Carl« wurden übrigens bis zur Stilllegung der Fabrik sage und schreibe 40 Millionen Tonnen Briketts hergestellt. 1995 war Schluss in diesem schaurig-schönen Backstein-Ungetüm, dessen Hauptgebäude heute 18 trendige Eigentumswohnungen und Lofts beherbergt. Auf dem weitläufigen Fabrikgelände entsteht nach und nach eine neue Siedlung. Schmucke, moderne Ein- und Mehrfamilienhäuser für letztlich 7000 Menschen sollen gebaut werden im neuen Frechener Stadtteil namens »Grube Carl«. So ändern sich die Zeiten. Und um die Wäsche muss sich hier auch keiner mehr Gedanken machen.

So schwer mir der Abschied aus Brühl fiel, so besaß meine neue Heimat doch Vorteile. Der Weg zur katholischen Severinschule auf der Dürener Straße in Frechen beispielsweise führte vorbei an gleich zwei Fußballplätzen – was für ein kultureller Ausgleich nach Stunden der Plackerei. Reiner Calmund und die Schule – das waren zwei relativ unvereinbare Größen. Dies lag zunächst daran, dass ich schon als Kind jedem meine Meinung zu geigen pflegte. Mein Hang zum Respekt war nicht unbedingt zeitgemäß. Ich galt als frecher Hund, mit einer Klappe so groß wie die Baggerlöcher in der Gegend. Ich wollte kicken und nicht lernen. Ich wollte Räuber und Gendarm spielen und nicht im Kinderzimmer sitzen und Hausaufgaben machen. Ich wollte raus auf die Straße, die andern Jungs treffen. Die lästigen Schularbeiten stahlen dabei wichtige Zeit, gerade ab Oktober, wenn es früher dunkel wurde. Mein Pech, dass mein Freiheitsdrang bei meinen Eltern auf ebenso wenig Gegenliebe stieß wie bei meinen Lehrern. Zwar besaß ich eine überaus ausgeprägte Fähigkeit, Entschuldigungen für meine Versäumnisse zu erfinden. Aber dieser Trumpf stach nicht immer. Und weil häusliche Erziehung genau wie schulische Pädagogik damals noch durch den Rohrstock geprägt waren, gab es häufig »langen Hafer«: sirrende Schläge voll auf den Arsch, da half auch keine Lederhose. Alles in allem war ich ein liebes, aber durchtriebenes Kerlchen, das meine bedauernde Mutter ganz sicher mehr als einmal an den Rand des Wahnsinns trieb.

Wenn ich heute in vielen Interviews bei der Frage nach meinem Vorbild im Leben meine Mutter nenne, dann ist das kein sentimentales Geschwätz. Junge, Junge, die Frau hat es mehr als schwer gehabt und immer malocht im Leben. Sie hat mir alles ermöglicht, was ging, manchmal selbst das scheinbar Unmögliche. Und sie schaffte es, mich nicht zu verwöhnen. Von ihr habe ich gelernt, dass man aus bescheidenen Möglichkeiten eine Menge machen kann – mit Arbeit, Arbeit, Arbeit. Von ihr habe ich die

Ungeduld mit jenen Menschen geerbt, die ständig über die Umstände mosern und ihre Bedenken bei allem anmelden, was sie nicht kennen.

Doch auch diese starke Frau benötigte in ihrem Leben einen entscheidenden Stoß, jemanden, der sie vor einer großen Dummheit bewahrte. Der Krieg hatte sie zur Waise gemacht, dazu fiel ihr Lieblingsbruder Reinhold in einer U-Boot-Schlacht im Atlantik bei seiner ersten Feindfahrt. Die tiefe Trauer und der damit verbundene, kurzfristige Verlust an Lebensmut trieben die damals 16jährige in ein Berliner Kloster. Nur die Hartnäckigkeit ihrer ältesten Schwester Ursula brachte meine Mutter wieder ins normale Leben zurück. Meiner Tante Ursula, die ja das gleiche Schicksal zu verarbeiten hatte wie ihre Schwester, bin ich bis heute dankbar. Dabei hatte sie, noch keine 20 und gerade schwanger, zusätzlich den Tod ihres Mannes zu beklagen. Kurz nach der Hochzeit verstarb er für »Führer, Volk und Vaterland«. Von der Geburt seiner Tochter Edith hatte er nichts mehr erfahren. Nach dem Krieg schaffte Ursula es, über das Rote Kreuz in ganz Deutschland die versprengten vier anderen Geschwister zu finden und wieder zusammenzuführen. Dabei bewies meine Mutter eindrucksvoll, wie sehr sie wieder am Leben teilnehmen wollte: Den jüngsten Bruder Werner holte sie aus dem Waisenhaus im thüringischen Eckertsberga. Auf dem Buckel schleppte sie ihn ohne Passierschein und bei Hochwasser bis an die Knie über die grüne Grenze aus der damaligen Ostzone in die Freiheit – eine wagemutige Aktion, die ihr Kerkerhaft hätte einbringen können. Um ihre Energie kurz zu verdeutlichen, reicht ein Blick auf das nächste Jahrzehnt: 1948 kam ich zur Welt. 1954 verstarb ihr Mann, mein Vater, den sie sehr geliebt hatte und dem nach einem Krach 1952 die Sicherungen durchbrannten. Ohne ihre Liebe und Orientierungshilfe landete er bei der Fremdenlegion, schließlich im viel zu frühen Tod. Diesem Schicksalsschlag zum Trotz erwarb sie mit ihrem zweiten Mann, Josef Schäfer, 1956 ihr erstes eigenes Haus. Ein Ergebnis harter Arbeit und des trotzigen

Willens, sich nie mehr unterkriegen zu lassen. Ich habe meiner Mutter nicht vieles, ich habe ihr alles zu verdanken. Und ich bin froh, dass ich ihr im Herbst ihres Lebens noch einiges zurückgeben konnte. Urlaube auf den Kanaren und in den USA waren gemeinsame Erlebnisse, die für harte Arbeit entschädigten. Ihre größte Freude aber waren ihre Enkelkinder.

Ich war vielleicht zehn Jahre alt, da diagnostizierte der Rheinbraun-Betriebsarzt (damals kümmerte sich ein Arbeitgeber noch um die gesamte Familie) beim »kleinen Calmund« etwas, was aus heutiger Sicht einer medizinischen Sensation gleich käme: »Der Junge ist zu dünn. Der fällt uns vom Fleisch. Der muss in Kur!« Sechs Wochen Eifel waren angesagt. Iversheim hieß der Ort, malerisch gelegen nahe Bad Münstereifel. Meine Güte, wenn die heute noch wüssten, dass ich damals zum Zunehmen (!) in dieses Fleckchen Erde gekommen bin, die gesamte Geschichte von Iversheim müsste neu geschrieben werden ...

Ob damals mit ärztlich verordneter Völlerei begann, was heute eins meiner Markenzeichen ist? Ich weiß es nicht. Was ich weiß: In diese sechs Wochen fiel der bis dahin wohl aufregendste Tag meines Lebens.

Und da sind wir wieder bei meiner Mutter. Diese wunderbare Frau schaffte den Spagat, den heutzutage wenige Eltern hinkriegen. Sie schenkte mir jede Menge Liebe, Zuneigung und Verständnis, obwohl sie für drei malochte. Sie bekam zwar nie das Geld, das sie verdiente, von diesem wenigen aber sparte sie noch ein schönes Sümmchen. Meine Mutter machte aus 50 Pfennig irgendwie immer eine Mark. Und weil mein Stiefvater keiner dieser Nachkriegsmachos war, der den Wochenlohn regelmäßig versoff, sondern die Kohle brav daheim ablieferte, ging es uns verhältnismäßig gut. So gut, dass es auf dem Parkplatz des Kurhauses von Iversheim eines schönen Sonntags zu jener Begegnung kam, die dem kleinen Reiner völlig den Kopf verdrehte: Mama, Papa, Oma und Opa standen vor der Tür und hinter ihnen ein

schwarz-weißer Traum. Ein Ford Taunus 12 M, im Volksmund »Weltkugeltaunus« genannt. In Köln hergestellt, ein Wagen der unteren Mittelklasse, mit knapp 40 PS, einer Weltkugel überm Kühlergrill und sportlicher Drei-Gang-Lenkradschaltung. Ein sensationeller Hammer für knapp 6000 DM. Lohn für unzählige Stunden harter Arbeit, Entbehrung. Nicht nur ein Auto, mehr noch ein Statussymbol und gleichzeitig die Fahrkarte in unbekannte Welten. Das war ja nicht nur ein Gefährt, das dich von A nach B brachte. Ein Auto machte dich Ende der Fünfziger zu einem besseren, wichtigeren Menschen.

Isetta, Isabella, der »Leukoplastbomber« von Lloyd, der Messerschmidt-»Kabinenroller«, die Vespa oder die Lambretta, die DKW und die Hercules – wer einen fahrbaren Untersatz sein Eigen nannte, ob Auto, Auto-ähnliches Gefährt, Moped oder Roller, der durfte sich getrost einer Art Elite zugehörig fühlen. Anfang der 1960er Jahre kam auf 12 (!) Bundesbürger ein Auto. Wenn ich heute auf verstopften Autobahnen Zeit vergeude oder mich durch eine hoffnungslos überfüllte Innenstadt quäle, habe ich den Eindruck, es sei umgekehrt. Was Besonderes ist heute, wer kein Auto hat. So ändern sich die Zeiten.

Keine Sorge! Der Alltag brachte mich schnell zurück auf den Boden. Auto hin, Auto her. Das Leben zog mir jeden Tag Bleischuhe an; es waren immer die scheinbar unbedeutenden Momente, in denen mir irgendjemand ins Ohr flüsterte: »Calli, benimm dich!« Oder: »Calli, das war wohl nix!«

Um diese aufregende Zeit herum bekam ich die ersten ultimativen Lebensweisheiten vermittelt. Stief-Opa Addi war da eher witzig: »Eis, Eis, Eis – Eis macht alle Frauen heiß!« Meine Mutter aber meinte es nicht so gut mit mir, sie setzte sich in den Kopf: »Ich bringe dem Jung Manieren bei!«

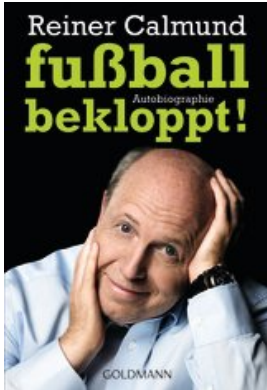
Diese Erziehung begann beim Sprechen. Sie wollte mir unbedingt klar machen, dass es noch eine andere Sprache gab als Frechener Platt. Dieses ist eine Spielart des Kölsch, jener Sprache,

die »Bläck Föös«, »BAP« und »De Höhner« in ganz Deutschland populär machten. Wir »Landkölner Edelbauern« sprechen etwas deftiger, rollen das R dermaßen, da würde Carolin Reiber vor Neid die Dauerwelle durchschlagen. Wir schaffen es allerdings, jedes Wort ganz ohne Charme an den Mann zu bringen. Muss es heute Hochdeutsch sein, dann lehne ich mich eng an meine prominenten Vorbilder Willi Millowitsch und Konrad Adenauer. Meine Mutter arbeitete unter anderem als »Perle« im Haushalt der Familie Huferstuhl aus Köln. Die Herrschaften besaßen ein florierendes Fotogeschäft auf der Kölner Hohe Straße und stellten was dar in der Stadt. Wenn wir mit der Straßenbahnlinie »F«, von den Frechenern liebevoll »Finchen« genannt, von der Müh-
lengasse bis nach Köln-Neumarkt fahren, nutzte sie die halbe Stunde zur Nachhilfe: »Sprich Hochdeutsch, Junge!« Ich schwor ihr ewige Liebe, Treue und perfektes Hochdeutsch. Und vor versammelter Herrschaft ließ ich dann die Schoten raus: »Wat machen die Leuten?« oder: »Jehen wir getz?«

Ich bin ehrlich: Hochdeutsch ist bis heute die einzige Fremdsprache, die ich annähernd perfekt beherrsche. Aber eben nur annähernd. Ansonsten hat mich das Sprachentalent links und rechts passiert.

Halt! Latein konnte ich ganz gut. Wie jeder ordentliche katholische Junge aus dem direkten Einzugsgebiet des Kölner Erzbischofs wurde ich nach Erhalt der ersten Heiligen Kommunion Messdiener. Damals las man die Messen noch in Latein; das Zweite Vatikanische Konzil mit seinen segensreichen Neuerungen stand den Anhängern des »wahren Glaubens« noch bevor. Ich hielt mich für einen frommen Katholiken, mein »Chef«, Pastor Drießen, muss anderer Meinung gewesen sein. Er trietzte mich gläubigen Ministranten, wo er nur konnte. »Ach, ihr wollt zum Training? Tut mit Leid, heute dauert der Messdiener-Unterricht etwas länger.« Oder sonntags: »Ins Kino? Uiuui, ob ihr dat schafft?« Nein, Drießen – Gott hab ihn selig – sorgte regelmäßig mit irgendwelchen unnützen Aufgaben dafür, dass wir zu spät

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Reiner Calmund
fußballbekloppt!
Autobiographie

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-15606-1

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2009

Eine der bekanntesten Persönlichkeiten des deutschen Fußballs zieht Bilanz: humorvoll, wortgewaltig, pointiert

An »Calli« ist alles groß: sein Selbstbewusstsein, sein Körperumfang, seine Sprüche, seine Fußball-Leidenschaft! Wie der kleine Reiner aus dem rheinischen Braunkohlengebiet auszog, um einer der Großen im internationalen Fußball-Geschäft zu werden, erzählt er selbst. Große Siege und große Namen begleiten seinen Aufstieg, aber er verschweigt auch Skandale nicht. Zu seinem 60. Geburtstag zieht eine der schillerndsten Figuren im deutschen Fußball Zwischenbilanz. Nicht nur ein interessanter Blick auf Calmunds Leben, sondern auch ein Stück deutscher Fußballgeschichte – ungeschönt, wortgewandt, witzig.

Die Autobiographie einer der bekanntesten Persönlichkeiten des deutschen Fußballs.

 [Der Titel im Katalog](#)